

Predigt über 1. Johannes 4,13-21

Darin erkennen wir, dass wir in ihm bleiben und er in uns bleibt, dass er uns von seinem Geist gegeben hat. Und wir haben geschaut und bezeugen, dass der Vater den Sohn gesandt hat als Befreier der jetzigen Weltordnung. Wer bekennt, dass Jesus der Sohn Gottes ist, bleibt in Gott und Gott in ihr, in ihm. Und wir haben erkannt und sind zum Glauben an die Liebe gekommen, die Gott zu uns hat. Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm, in ihr. Darin wird die Liebe bei uns vollkommen, dass wir Freimut haben am Tag des Gerichts; denn wie jener es ist, so sind auch wir in der jetzigen Weltordnung. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe wirft die Furcht raus, denn die Furcht hat zu tun mit Strafe; wer sich aber fürchtet, ist nicht vollkommen in der Liebe. Wir sollen lieben, denn er hat uns zuerst geliebt. Wer spricht: ich liebe Gott, und hasst seine Schwester, hasst ihren Bruder, lügt. Denn wer seine Schwester, ihren Bruder nicht liebt, die er, den sie sieht, kann Gott nicht lieben, den sie, die er nicht sieht. Und dies Gebot haben wir von ihm: wer Gott liebt, soll auch seine, soll auch ihre Geschwister lieben.

Unbehauste finden eine Bleibe mitten in einer dunklen, in einer unwirtlichen, unwohnlichen Welt, einer unmenschlichen und darum auch gottfeindlichen Weltordnung. Immer wieder hören in unserem kurzen Abschnitt das Wort „bleiben“, im übrigen Brief noch öfter und im sprachlich und geistig verwandten Johannesevangelium auch. Ein Sehnsuchtswort für Menschen ohne feste Bleibe. Und wir hören dies Wort in einer Situation, in der über Bleiberechte und Bleibeperspektiven, über einen gefestigten oder unsicheren Aufenthaltsstatus oder bloße Duldung gestritten wird.

Es ist Saisonbeginn. Mit dem Beginn des Sommers machen sich wieder mehr Menschen auf die lebensgefährliche Fahrt übers Mittelmeer, suchen eine Bleibe in einer unwohnlichen, unmenschlichen Welt. Wieder gehen viele unter und ertrinken. Doch unser Briefschreiber redet beharrlich von einer festen Bleibe: wir erkennen, dass wir in ihm bleiben und er in uns; wer bekennt, bleibt in Gott und Gott in ihr, in ihm; und noch einmal anders, nämlich praxisbezogen – denn das Bekenntnis könnte ja bloß ein Lippenbekenntnis sein: wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm, in ihr. Das klingt, als wären Gott und seine Liebe ein Raum, ein Ort, wo wir wohnen, eine Bleibe haben, uns ohne Angst aufhalten können, weil wir einen gesicherten Aufenthaltsstatus haben, vielleicht sogar Bürgerrecht. Und auch das Umgekehrte wird auffällig räumlich ausgedrückt: Gott findet eine Bleibe in uns, nimmt da Platz, nimmt da Wohnung, wird Mitbewohner in unserem Geist und in unserem Herzen, auch in unserem Gewissen, gewinnt da Einfluss und durch uns, aber wohl doch nicht nur durch uns, auch auf diese noch unmenschliche und darum gottfeindliche Weltordnung. Denn Gott ist, so wird uns geschrieben, in der jetzigen Weltordnung, es lässt ihn nicht kalt, dass an ihr, unter ihr gelitten wird, er hält sich nicht raus, wendet sich nicht kühl oder resigniert ab, sondern mischt sich ein, lässt es nicht zu, dass diese Welt Gott los wird, von allen guten Geistern verlassen ist, jedenfalls von seinem. Und wie jener, sagt der Verfasser, so sind auch wir in der jetzigen Welt. Er hält nichts vom Programm einer Entweltlichung, hält das für eine Illusion und nicht einmal für erstrebenswert. Wenn in den Johannesbriefen und im Johannesevangelium von Welt die Rede ist, ist nicht Gottes gute Schöpfung gemeint, aber auch nicht das, was Fromme oft unter Welt und weltlich verstehen, nämlich alles, was nicht Kirche und darum auch nicht geistlich ist, sondern eine verkehrte Welt, eine Weltunordnung. Doch gerade angesichts dieser verkehrten Welt denkt Gott gar nicht daran, Entweltlichung zu praktizieren oder zu empfehlen, denn er liebt die Menschen, die in ihr leben und leiden. Und so heißt es im Johannesevangelium, dass Gott diese verkehrte Welt, nämlich uns Menschen in ihr, so geliebt hat, dass er seinen Sohn gesandt hat,

und ähnlich in unserem Text: der Vater hat seinen Sohn gesandt als Befreier der jetzigen Weltordnung.

Mögen darum kluge, gebildete Menschen bei dieser Rede von Wir in Gott, Gott in uns von Mystik reden, also von der Kunst, sich ganz und gar in Gott zu versenken, sich fast in ihm zu verlieren und aufzulösen – Menschen ohne Bleibe, ohne Bleiberecht, ohne Bleibeperspektive hören diese Wort anders, hören sie nicht bloß geistig, sondern leiblich, gesellschaftlich politisch, auch rechtlich.

Dieses unser Bleiben in Gott und Gottes Bleiben in uns, das ist für unseren Briefschreiber gleichbedeutend mit unsrem Bleiben in der Liebe: wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm, in ihr. Denn, sagt er mit einem berühmt und beliebt gewordenen Satz: Gott ist Liebe. Das aber ist ein Satz über Gott, nicht über die Liebe. Gemeint ist nicht eine Vergöttlichung der Liebe – die Liebe ist Gott –, wie Romantiker sie praktizieren und propagieren, die die Frage nach Gott mit Verweis auf die Liebe beantworten: überall, wo Liebe ist, da ist Gott.

Unser Briefschreiber aber schwärmt nicht davon, wie großartig, nämlich geradezu göttlich unsere Liebe ist, sondern er redet von Gott. Er macht den Versuch, die frohe Botschaft der ganzen Bibel in diesem knappen Satz zusammenzufassen: Gott ist Liebe. Der Gott, von dem in der Bibel erzählt wird, besteht ganz und gar nur aus Liebe. Alles was er sagt und was er tut, ist getrieben von dieser Liebe und drückt diese Liebe aus. Auch wenn er sich gegen etwas wendet oder jemandem entgegentritt, auch wenn er kritisiert, tut er das, weil er uns Menschen liebt, weil wir ihm nicht gleichgültig sind, weil er sich für uns einsetzt, sich für uns engagiert. Dieser Gott ist kein zwiespältiges Wesen, das es mal gut mit uns meint und mal böse, uns mal liebt und ein andermal hasst und wieder ein andermal uns ganz und gar aus den Augen verliert und dann auch aus dem Sinn, uns einfach vergisst. Auch kein launenhaftes Schicksal, mit dessen völlig willkürlichen Schlägen wir ständig ängstlich geduckt rechnen müssen, das wir allenfalls beschwichtigen oder besänftigen können, indem wir ihm was opfern, überhaupt ein opferbereites Leben führen und so versuchen, uns bei ihm Lieb Kind zu machen. Das ist ganz und gar überflüssig, weil wir längst, völlig ohne unser Zutun, Gottes geliebte Kinder sind. Darin besteht die Liebe, heißt es wenige Verse vor unserem Textabschnitt: nicht wir haben Gott geliebt, sondern er hat uns geliebt und seinen Sohn gesandt. Die frohe Botschaft der Bibel ist: wir kommen nicht aus dem Nichts und wir gehen nicht ins Nichts, wir sind nicht verloren in einer kalten und sinnlosen Welt, in gähnender Leere, sondern wir sind umfungen von Gottes Liebe, jeder und jede von uns ein Wunschkind. So wie sich Gott in seiner langen Geschichte mit seinem Volk Israel erwiesen und zu erkennen gegeben hat, so wie er sich uns in Jesus Christus gezeigt hat, so ist er ganz und gar. Er hat nicht daneben oder dahinter noch andere, dunkle und unheimliche Seiten. Von diesem Gott wird in der Bibel nicht zweideutig oder vieldeutig erzählt, sondern eindeutig und einseitig rundum positiv. Wer Ohren hat zu hören, hört darum in den Worten der Bibel lauter Liebeserklärungen Gottes an uns.

Um Gottes Liebe handelt es sich auch da, wo, wie in den beiden Lesungen, von Gottes Zorn und von seinem Gericht die Rede ist: zwei Geschichten, in denen Abraham eine wichtige Rolle spielt. Bei den Zuständen in Sodom und Gomorrha ist nicht an das zu denken, was brave Bürger darunter verstehen: das, was sie vorgeblich abstößt, heimlich aber doch eher anzieht und fasziniert. Sondern es ist von Gewalt, von Terror die Rede. Es ist seltsam, aber auch sprechend: das hebräische Wort, das da steht, lautet Chamas. Und so meint das Geschrei, das zu Gott gedrunge ist, auch nicht die Entrüstung besagter Bürger, sondern die Schmerzenschreie der Opfer von Gewalt und Terror. Es hat darum guten biblischen Sinn, dass die Alliierten ihren vernichtenden Angriff auf die Stadt Hamburg Operation Gomorrha nannten. Es ist Gottes Liebe, die ihn zum Eingreifen drängt. Es ist freilich dieselbe Liebe, die Abraham dazu bringt, mit Gott zu handeln, zu feilschen. Es ist nicht Bescheidenheit oder Taktik, wenn er sich dabei als Staub und

Asche bezeichnet – gerade das Wort Asche ist im Zusammenhang dieser Geschichte sprechend. Abraham versteht seine Erwählung nicht als Privileg, das ihn gegenüber seinen Mitmenschen erhebt, ihn zu so etwas wie Entweltlichung befreit, sondern er sieht sich als Vertreter aller Menschen, die nicht himmlisch sind, sondern irdisch, von Staub genommen, um wieder Staub zu werden. Er setzt sich für die Bewohner von Sodom und Gomorrha ein, nicht weil sie ihm sympathisch, sondern weil sie Mitmenschen sind. Freilich bleibt sein hartnäckiges Handeln vergeblich, denn offenbar fanden sich nicht jene zehn Gerechten, auf die er Gott runtergehandelt hatte. Und vielleicht beruht auf dieser Geschichte die Legende, dass es der Menschheit noch nicht so ergangen ist wie Sodom und Gomorra, weil es in jeder Generation mindestens zehn Gerechte gab und gibt.

Die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus zeigt, dass Gewalt auch darin bestehen kann, Arme zu übersehen und zu ignorieren oder darauf zu setzen, dass der Reichtum der Reichen auch ihnen zugutekommt, weil etwas für sie abfällt. Der Gleichniserzähler Jesus legt Abraham die Prognose in den Mund: wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht, und die hat sich seither bestätigt. Doch darin steckt auch eine Verheißung: wenn wir endlich bereit sind, auf Mose und die Propheten, unser sogenanntes Altes Testament, zu hören, dann werden wir auch die Stimme des auferstandenen, des lebendigen Jesus besser verstehen. Auch diese Geschichte erzählt, dass Zorn und Gericht Gottes Ausdruck seiner Liebe sind.

Doch was heißt hier Liebe? Anders als in unseren Liebesgeschichten, in denen zwei einander bewundern, schön und aufregend finden, sich zueinander hingezogen fühlen, liebt Gott uns nicht, weil wir so liebenswert, großartig, schier unwiderstehlich sind. Gott liebt sehr einseitig, liebt sogar seine Feinde, liebt auch die Menschen, denen er herzlich gleichgültig ist, die ihn verdrängen und vergessen, versuchen, ihm auszuweichen, oder die noch nie von ihm gehört haben. Seine Liebe beweist nicht unsere Attraktivität, sondern, um es mit einem Wort zu sagen, das leider, aber bezeichnenderweise aus der Mode gekommen ist: seine Solidarität. Er kommt uns zu Hilfe, stellt sich auf unsere Seite, ohne erst abzuwarten, ob wir nach ihm fragen, nach ihm suchen, ob wir uns überhaupt für ihn interessieren. Der knappe Satz, mit dem hier die biblische Botschaft zusammenfasst wird, bedeutet genau dies: Gott ist ganz und gar, mit ganzem Herzen, ganzer Seele und mit allen seinen Kräften solidarisch mit uns.

Diese Solidarität Gottes ist zwar möglicherweise grundlos, jedenfalls kennen wir keine Gründe, sie ist aber nicht ziellos, sondern hat zum Ziel, auch uns zur Solidarität zu befähigen und zu befreien, uns für einander zu öffnen. Und um solche Offenheit und Freiheit für einander und für Gott zu erzielen, will uns Gottes Liebe unsere Ängste nehmen, wörtlich, nämlich gar nicht übersetzt: unsere Phobien, denn gerade die machen uns unfrei und verschlossen, reserviert und zugeknöpft. Unsere Angst ums Eigene, die Angst, uns zu verlieren und verloren zu gehen, unterzugehen, hindert uns daran, offen und frei zu sein – für Gott und für einander, macht uns unfähig zur Solidarität.

Der Briefschreiber vermutet, dass in dieser Sorge ums Eigene, dieser Angst vorm Verlorengehen, vorm Untergehen eine Angst vor Gott steckt, weil uns das Evangelium von der einseitigen Liebe Gottes noch nicht erreicht, unser Vertrauen noch nicht geweckt hat. Darum betont er so stark, dass Gott ganz und gar Liebe, Solidarität ist und nicht wie wir Menschen zwischen Liebe und Hass, zwischen Solidarität und Gleichgültigkeit hin und her schwankt. Diese Liebe Gottes kommt darin zum Ziel, dass wir damit aufhören, uns vor Gott verstecken zu wollen; dass wir darum dem Tag des Gerichts nicht mehr ängstlich entgegentittern, sondern frei und offen entgegensehen, weil wir Gottes Liebe vertrauen, von ihm nichts Böses befürchten; dass wir überhaupt auf Tage der Krise nicht eng und ängstlich, verkrampt und verschreckt reagieren, sondern angstfrei und offen.

Darum hofft er darauf, dass die Liebe Gottes sich an uns als Exorzist betätigt, alle Furcht uns austreibt, einfach aus uns rausschmeißt, so wie Jesus, die personifizierte Liebe Gottes, gequälte Menschen dadurch befreite und heilte, dass er alle lebensfeindlichen Zwangsmächte aus ihrem Innern vertrieb, und zwar mit bloßen Worten. Und so hoffen auch wir darauf, dass die Worte der Bibel, die Worte der Predigt und der Lieder immer wieder zu einer befreienden Kraft in unserem Leben werden, eine Kraft, die stärker ist als unsere Ängste, unsere Verschlösungen öffnet, unsere Abgrenzungen überwindet. Fürchte dich nicht, sagt uns das Evangelium, was kann dir schon geschehen? Nichts kann uns trennen von der Liebe Gottes, die im Christus Jesus ist. Eine Gemeinde, die von diesem Evangelium erreicht und bewegt, befreit und beflügelt wird, kann in Freiheit und Offenheit Einiges riskieren, weil sie weiß, dass sie damit eigentlich gar nichts riskiert.

Amen.